

Die Sicht der anderen auf das gemischtsprachige Paar und die sprachlichen Verhandlungsoptionen werden am deutlichsten im Beitrag von Véronique Miguel Addisu zu franko-äthiopischen Paaren. Der Beitrag gibt nicht nur Einblick in die Entwicklung der Sprachverwendung im Laufe der Paarbeziehung, das heißt vom Kennenlernen an, sondern zeigt in einzigartiger Weise und an manchen Stellen durchaus auch augenzwinkernd die Möglichkeiten der Konstruktion willkommener sozialer Identitäten auf.

Anne Unterreiner verlässt die in den anderen Beiträgen fokussierte Perspektive, indem sie den Blick weg von den Paaren auf die Kinder richtet und nach der Kontinuität der Sprachen der Eltern aus Sicht ihrer Kinder fragt. Der Artikel scheint weniger spannend zu lesen, da er den Reichtum des Datenmaterials auf starr anmutende Kategorien (starke versus schwache Weitergabe der Sprache) reduziert und durch die Tendenz zur Bildung von Kategorien der Wirkung von Sprache in der Interaktion nicht in dem Maße gerecht werden kann, wie es von den anderen Autorinnen gezeigt wird. Mit dem Bezug auf die nationale Migrationspolitik bringt Anne Unterreiner allerdings Kontextfaktoren ein, über die bislang noch wenig nachgedacht wurde.

Wer das Heft liest, wird auch die Kategorie „Varia“ schätzen. Darin findet sich ein Beitrag von Lise Dubois und Mattieu LeBlanc zur rechtlich geregelten Übersetzung im zweisprachigen (Englisch dominierten) Nouveau-Brunswick, die letztlich sprachliche Ungleichheit verfestigt – ein unbedingt lesenswerter Beitrag für alle an Sprachenpolitik Interessierten. François Provenzano widmet Benveniste den letzten Beitrag und befasst sich mit einer politischen Lesart des Schaffens von Benveniste – ein Grundlagenbeitrag für LinguistInnen, die an einer Theorie der Äußerung arbeiten.

Der gesamte Band ist letztlich sehr gut zu lesen, leicht zugänglich, kurz empfehlenswert für alle, die mehr über Sprache in der Interaktion zwischen Menschen und Interaktion durch Sprache wissen wollen.

Eva Vetter, Wien

Kimie Takahashi, **Language Learning, Gender and Desire. Japanese Women on the Move** (= Critical Language and Literacy Studies 15), Bristol/Buffalo/Toronto: Multilingual Matters 2013, 181 S., ca. EUR 32,-, ISBN 978-1-84769-853-7.

Die Studie von Kimie Takahashi eröffnet eine faszinierende, in westlichen Kulturkreisen bislang weitgehend unbekannte Perspektive auf (weibliches) Englischlernen, genauer gesagt auf die Motivation, die japanische Studentinnen während ihres Studienaufenthaltes im Ausland (*ryugaku*) in mittelfristiger Perspektive dafür aufbringen. Der Ausgangspunkt der dieser Publikation zugrunde liegenden Dissertation ist das *akogare* (Sehnsucht) der temporär in Australien lebenden jungen Japanerinnen. Diese Sehnsucht stellte sich – anders als bei den laut Autorin primär auf die Nützlichkeit der *lingua franca* insbesondere für berufliche Zwecke bedachten männlichen Studenten – zu

einem frühen Zeitpunkt der Studie als eine der Hauptmotivationen der Probandinnen für ihre Beschäftigung mit dem Englischen heraus. Ausgehend von ethnographischen Daten¹ und der Analyse einschlägiger populärwissenschaftlicher Texte² zeigt Takahashi die Bedeutung des Englischen und die Praxis des Englischlernens während eines insbesondere bei der weiblichen japanischen Jugend (bis ca. dreißig Jahre) seit den 1970er Jahren in Japan zunehmend beliebten Studienaufenthaltes im angloamerikanischen Ausland für junge japanische Frauen aus der Mittelschicht am Beispiel Sydney/Australien (Kapitel drei) auf. Für sie bedeutet Englisch in der zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch weithin durch rigide traditionelle Genderrollen geprägten Gesellschaft Japans weit mehr als ein Werkzeug zur Verständigung oder zum beruflichen Aufstieg; für viele von ihnen sind (möglichst perfekte) Englischkenntnisse untrennbar verbunden mit ihrer Sehnsucht nach Mobilität, nach ‚dem Westen‘ und dem Männlichkeitsideal, das sie damit verknüpfen und in Form von (möglichen) Gesprächspartnern imaginieren (Kapitel vier). Diese Sehnsucht hat in der japanischen Gesellschaft eine lange Tradition, die einschlägige historische Arbeiten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen.³ Bislang wurde die historische Tradition dieses *akogare*, auch in der Verbindung mit genderbezogenen Machtkonstruktionen in der japanischen Gesellschaft (unter anderem im Fall der Beziehung japanischer Frauen zu GIs während der amerikanischen Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg), zwar aufgearbeitet; bisherige einschlägige wissenschaftliche Untersuchungen nehmen dabei allerdings nicht die Schnittmenge mit der (genderbezogenen) Identitätskonstruktion und dem Fremdsprachenlernen in den Blick.

Genau an dieser Schnittmenge setzen die der Autorin als Grundlage dienenden post-strukturalistischen Theorien im Bereich SLA (*Second Language Acquisition*)⁴ an, welche die eminente Bedeutung von Sprache und Sprachkenntnissen für die Organisation sozialer und Machtbeziehungen sowie für die (Eigen-)Konstruktion und (Selbst-)Wirksamkeit des Subjekts (*agency*) herausstellen. Untersucht wird dies hier am Beispiel der beiden für die Teilnehmerinnen zentralen Sphären ‚Zuhause‘ und ‚Arbeit‘ (Kapitel fünf). Diese verschiedenen Fäden führt die vorliegende Studie zusammen: In den Mittelpunkt stellt sie ausgehend von dem von Ingrid Piller⁵ eingeführten Konzept des „lan-

1 Diese bestehen aus 23 informellen Interviews mit fünf jungen Japanerinnen (siehe Kap. 1.6), deren mehrjährige Beobachtung sowie unsystematisch zwischen 2001 und 2005 erhobenen qualitativen Daten von knapp 20 anderen Frauen (siehe die Übersicht im Anhang), dokumentiert u. a. in Feldnotizen, Interviews, Telefongesprächen und E-Mails.

2 U. a. einschlägige Werbung im Fernsehen, in Magazinen und Lehrwerken sowie Webseiten, die mediale Diskurse in der Schnittmenge von Gender, Englischlernen und Mobilität prägen (siehe Kap. 2).

3 Vgl. v. a. Karen Kelsky, *Women on the Verge: Japanese Women, Western Dreams*, Durham, NC 2001.

4 Vgl. insbesondere Aneta Pavlenko, Adrian Blackledge, Ingrid Piller u. Marya Teutsch-Dwyer Hg., *Multilingualism, Second Language Learning, and Gender*, Berlin 2001.

5 Ingrid Piller, *Bilingual Couples Talk: The Discursive Construction of Hybridity*, Amsterdam 2002.

guage desire“ (6) die Untersuchung des dialektischen Verhältnisses zwischen öffentlichen Diskursen und subjektiver Identitätskonstruktion und dessen Niederschlag im privaten Verlangen japanischer Frauen, die auf dieser Grundlage ihren Zugang zum Sprachenlernen und zum Sprachgebrauch gestalten. Dieser Themenkomplex wird in die folgenden drei Fragen aufgeteilt: (I) Wodurch ist das *akogare* der befragten japanischen Frauen wesentlich beeinflusst, das diese mit Englisch verbinden, und wodurch wurde es vor ihrem Aufenthalt in Sydney geprägt? (II) Was bedeutet der Auslandsaufenthalt (unter anderem auch in finanzieller Hinsicht) für die befragten Frauen, warum haben sie sich für Australien entschieden? (III) Wie verwenden sie in Sydney die englische Sprache im Alltag, was bedeuten für sie Erfolg und Misserfolg beim Englischlernen, wie lernen sie ihrer Meinung nach am besten Englisch? Gegen Ende der Erhebung der ethnographischen Daten stellte sich heraus, dass für die Teilnehmerinnen außerdem die Frage der Rückkehr nach Japan, insbesondere ihre Widerstände dagegen, eine wichtige Rolle spielte (Kapitel sechs). Die Bedeutung von Englischkenntnissen für die Identitätskonstruktion, für das Zugehörigkeitsgefühl und die weitere berufliche Laufbahn der Befragten wurde deshalb als vierter Themenkomplex in die Untersuchung aufgenommen.

Die Ergebnisse zeigen, dass bei vielen japanischen Frauen oft bereits im Teenageralter ein durch die Medien entsprechend angeregtes „language desire“ (138) entsteht, in dessen Zentrum Englisch als probates Mittel zur Annäherung an (vermeintliche) westliche Objekte der Begierde (zum Beispiel Hollywoodstars und Sänger, in der Regel weiße Männer) steht. Für einen Studienaufenthalt im angloamerikanischen Ausland haben sich viele der befragten Frauen bewusst entschieden, um ihre zum Teil problematischen Identitäten in der Heimat zurückzulassen, ihre Teenagerträume (auch in Bezug auf ihre Englischkenntnisse) zu verwirklichen und ihre zukünftigen Karriereaussichten zu verbessern. Die Wahl fiel dabei auf Australien hauptsächlich wegen des angenehmen Klimas und der erwarteten freundlichen Atmosphäre. Von ihrem Auslandsaufenthalt erwarteten sich die Probandinnen in der Regel Zugang zur australischen Gesellschaft, insbesondere auch über und zu weißen männlichen Gesprächs-, Sexual- und Beziehungspartnern. Während ihres Studienaufenthaltes im Ausland fand eine ständige Identitätsrekonstruktion statt, die sich bei den Probandinnen sowohl im beruflichen als auch im privaten Umfeld in unterschiedlichsten Facetten spiegelte. Gingen alle zu Beginn ihres Auslandsaufenthaltes noch davon aus, selbstverständlich nach Japan zurückzukehren, so wurde ihre Einstellung dazu mit dem Ende ihres Aufenthaltes in Sydney zunehmend ambivalent. Dies zeigt, dass *ryugaku* bei den Probandinnen zwar im konkreten Ergebnis höchst Unterschiedliches, in allen Fällen aber eine Erweiterung des Spektrums der für die Identitätskonstruktion möglichen Optionen bewirkt hat.

Auf der Grundlage dieser Ergebnisse entwirft die Verfasserin ein Modell zur Konzeptualisierung von „language desire“, das sowohl unterschiedliche Grundlagen der Konstruktion (historische Kontexte, Diskurse zum weiblichen Lebensentwurf, Medien) als auch Wirkungsebenen (Ansätze zum Sprachenlernen, Streben nach Mobilität, eigene

genderbezogene Lebensführung) umfasst. Das letzte Kapitel schließt mit einem Ausblick auf mögliche Konsequenzen, die die Ergebnisse der Studie haben (können): Im Bereich des Fremdsprachenlernens sieht die Autorin eine große Chance darin, „language desire“ und das Streben nach Mobilität differenzierter in Lern- (und Lehr-) Prozesse nicht nur in Japan einzubeziehen. Ihr Buch endet mit dem Plädoyer, dass die japanische Gesellschaft, die ihre Jugend zur Orientierung nach außen, insbesondere nach Westen, auffordert, auch bereit sein muss, die Kenntnisse, Erfahrungen und Qualifikationen von Rückkehrern und insbesondere auch Rückkehrerinnen zu würdigen und ihnen die Gelegenheit zu geben, ihr Potential in einer inklusiven und weltoffenen Gesellschaftsordnung einzubringen.

Die Studie widmet sich einem hoch interessanten Themenkomplex in der Schnittmenge von Gender, Identitätskonstruktion und Sprachenlernen. Eine ihrer großen Leistungen besteht darin, dass sie bislang disparate Diskurse aus diesen Bereichen überzeugend, dabei knapp und präzise zusammenführt. Forschungsmethodologisch erscheint das Vorgehen im Bereich der Empirie jedoch angreifbar. Auch wenn die Verfasserin selbst ihre eigene Rolle und das Vorgehen bei der Datenerhebung kritisch reflektiert, so liegt doch hier eine der zentralen Schwächen einer ansonsten starken, außergewöhnlichen und intelligenten Arbeit: Weder wird die Auswahl der fünf Hauptprobandinnen noch der untersuchten populärwissenschaftlichen Texte ausreichend begründet. So ist das Vorgehen nicht nur hochgradig subjektiv, sondern wirkt auch in hohem Maße zufällig, was die Aussagekraft der Ergebnisse unnötig schmälert. Als weiteren Kritikpunkt muss die Arbeit sich gefallen lassen, dass die historische Dimension des Themenkomplexes zwar eingangs erwähnt und im abschließenden Konzeptualisierungsmodell auch wieder aufgegriffen wird, in die dazwischen liegenden Arbeitsschritte jedoch nicht systematisch einbezogen wird. Dies hätte zur Untermauerung insbesondere des abschließenden Plädoyers bedeutend beitragen können. Nichtsdestotrotz handelt es sich um eine inhaltlich außergewöhnliche Studie, deren Lektüre nicht nur, aber auch wegen der mutigen Fragestellung am Ausgangspunkt und der (selbst-)kritischen Perspektive am Ende lohnt.

Sabine Doff, Bremen